



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



**KRISTOF
MAGNUSSON**

**DIE
REISE
ANS ENDE
DER
GESCHICHTE**

Roman

Klett-Cotta

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart
Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten
Das dem Text vorangestellte Zitat von Simone de Beauvoir stammt aus
dem Buch »In den besten Jahren«, in der Übersetzung von Rolf Soellner.
© 1969, Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Die Zeile »Im Gedicht stellt sich die Welt wieder her« auf S. 73 ist von
Jürgen Petersen aus seinem Vorwort zu dem Buch »Triffst du nur das
Zauberwort – Stimmen von heute zur deutschen Lyrik«. Ullstein, Berlin 1961.
Cover: © buxdesign | Daniela Hofner
unter Verwendung von Motiven von mauritius images (Elnur Amikishiyev/
Alamy/Alamy Stock Photos, Ikon Images/Kenneth Batelman)
Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-608-96668-8
E-Book ISBN 978-3-608-12543-6

Wir erwarteten, dass die Entwicklung nach unseren Wünschen verlaufen würde, ohne dass wir uns einzumischen brauchten. Darin teilten wir in jenem Herbst des Jahres 1929 die Hochstimmung der gesamten französischen Linken. Der Friede schien endgültig gesichert.

*Simone de Beauvoir: In den besten Jahren.
Übersetzt von Rolf Soellner*

PROLOG

Dieter Germeshausen, Bundesbeamter im siebenundzwanzigsten Dienstjahr, merkte nicht sofort, dass man ihn vergiftet hatte. Er spürte weder Schmerz noch Schwindel; ihm wurde vielleicht ein kleines bisschen wärmer, als er es gewohnt war, nachdem er den ersten Schluck von einem Cocktail genommen hatte, einem Negroni in diesem Fall, der erstaunlich gut schmeckte, dafür, dass er am Ende der Welt zubereitet worden war, im Jahr 1995 in einer Hotelbar in Kasachstan, die eigentlich noch gar nicht geöffnet hatte. Er bekam das Gefühl, die Welt würde sich etwas schneller drehen, doch auch das war immer so, wenn er Alkohol trank, er dachte nur vielleicht etwas länger darüber nach, dass die Welt sich drehte, egal, was auf ihr geschah, und überlegte dann, ob das tröstlich war oder traurig. Und wischte sich kalten Schweiß von der Stirn.

Dann war ihm, als hätte jemand eine Decke auf seine Brust gelegt. Ihm war zu warm und mit der Wärme ging ein Druck einher, ein Druck von außen, als wäre diese Decke nicht nur warm, sondern auch schwer. Germeshausen dachte an einen Röntgentermin, an die Strahlenschutzdecke, die einem auf den Körper gelegt wurde und das Atmen mühsamer machte, doch diese Decke nahm niemand wieder weg, sie blieb auf ihm liegen, und bald legte jemand eine zweite Decke hinzu. Er musste sich anstrengen, um Luft zu holen, kaum merklich erst. Dann merklich.

Wo war plötzlich die ganze Luft? Es gab doch genug davon, auch hier, in knapp eintausend Metern Höhe.

Er drückte die Zigarette aus und achtete genau darauf, dass sie nicht mehr glühte, in der Hoffnung, es würde ihn beruhigen, wenn er zumindest das unter Kontrolle hatte. Zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, dass der Druck auf seiner Brust etwas mit dem dunkelroten Getränk zu tun haben könnte, von dem er bisher zwei Schlucke genommen hatte. Er fand den Gedanken nur ganz kurz albern, dann musste er schon wieder Luft holen, obwohl das doch so anstrengend war. Immer dieses Luftholen, warum tat man sich das an?

»Ist alles okay?«, hörte er jemanden fragen, da fiel ihm ein, dass er ja mit einem jungen Mann hier saß, mit Jakob Dreiser, diesem Dichter. Warum war der nochmal hier? Konnte der ihn vergiftet haben?

Vergiftet. Nun hatte Dieter Germeshausen diesen Gedanken zum ersten Mal gedacht.

»Merkst du das auch?«, fragte Germeshausen.

»Ist irgendwas?« Jakob Dreiser beugte sich vor, über das niedrige Tischchen, auf dem ihre Gläser standen. »Du sagst kaum noch was. Ich verstehe ja, dass du sauer bist, ich habe dich hintergangen, das hätte ich nicht tun sollen. Na gut, riskant war es auch. Sehr riskant. Ich hätte vorsichtiger sein müssen, eigentlich, aber ...«

»... diese Schwere«, antwortete Germeshausen. »Wenn du fragst, ob irgendwas ist, und dann einfach weiterredest, bemerkst du wohl gar nicht, was da ist. Sonst würdest du ja nicht fragen ...« Er redete wirres Zeug, dachte Germeshausen. Immerhin war ihm noch klar, dass er wirres Zeug redete. Dann war es wahrscheinlich nicht so schlimm. Das war be-

stimmt psychosomatisch. Stress. Es waren lange Tage gewesen, die Reise nach Moskau, dann weiter nach Almaty. Und dann dieser Jakob Dreiser, der nie tat, was man ihm sagte. Wie hatte er sich nur jemals einbilden können, er hätte diesen Menschen unter Kontrolle?

Als der Kellner am anderen Ende des Raumes erschien, winkte Dieter Germeshausen ihm zu. Der Kellner verschwand, wahrscheinlich um die Rechnung zu holen, dabei wollte Germeshausen ihn bitten, einen Krankenwagen zu rufen. Doch vielleicht war es auch gut, dass der Kellner ihn nicht sah. Er sollte sich zusammenreißen. Ein Arzt würde ihn doch auslachen und ihm sagen, er solle weniger trinken. Es wurde ja nur alles ein bisschen langsamer, ein bisschen schwerer, sein Kopf, seine Atmung, sein Herz.

Es war still in der Bar. Niemand nahm Notiz von ihm. Niemand bemerkte den Schweiß auf seiner Stirn. Plötzlich überlegte Dieter Germeshausen, ob er gerade starb. Sonderbar sachlich stand dieser Gedanke mitten in seinem Kopf und wollte nicht wieder gehen. Was sprach dafür, was dagegen? Um ihn in seiner ganzen Bedeutung und seiner ganzen Banalität zu fassen, ging es ihm zu schlecht – doch das eine, das konnte er noch denken, er fragte sich, was auf seinem Grabstein stehen könnte. In Rom war er einmal am Grab des englischen Dichters John Keats gewesen, und jetzt fiel ihm dessen Grabinschrift wieder ein: *Hier liegt einer, dessen Name in Wasser geschrieben war*. Was würde bei ihm stehen? Hier liegt der biedere Beamte, der Held, der Pechvogel, der unbekannte Spion?

Der Kellner kam mit einem Mäppchen. Komisch, dachte Germeshausen noch, diese Mäppchen sind in allen Hotelbars gleich. Überall, selbst an diesem Rand der zivilisierten Welt.

Seine Hand zitterte, als er nach dem Mäppchen griff.

»Alles okay?«, fragte Jakob Dreiser. »Was ist denn los?« Germeshausen konnte nicht mehr sprechen. Er öffnete das Mäppchen, nahm den darin liegenden Stift und schrieb seine letzten Worte auf die Rechnung: *Gift Getränk*.

Er schob es nicht dem Kellner zu, sondern Jakob Dreiser, der ihn so aufrichtig erschrocken ansah, dass Germeshausen es nunmehr für unmöglich hielt, dass er dafür verantwortlich war. Nach fast dreißig Jahren in diesem Metier konnte Dieter Germeshausen sich auf seine Erfahrung verlassen. Dieser freundliche Mann war kein Giftmörder, er schrieb Gedichte und sah so jung und unschuldig aus – deswegen hatte er ihn ja rekrutiert. Die blonden Haare, die blauen Augen, das glatte Gesicht – war das sein letzter Eindruck von dieser Welt?

Dieter Germeshausen erwartete, sein Leben an sich vorbeiziehen zu sehen, was weder besonders lang noch besonders spannend gewesen wäre. Doch das tat es nicht. Stattdessen sah er verschwommen, wie Jakob Dreiser etwas aus seiner Tasche nahm und auf ihn zukam. Dann breitete sich ein Nichts in Dieter Germeshausen aus. Ein großes höhnisches Haha.

1

Jakob Dreiser – Rom – Garten der Botschaft der Russischen Föderation

Nur wenige Tage zuvor war Jakob Dreiser noch durch Rom gegangen und hatte sich darüber gefreut, was für ein wunderbarer Ort die Welt in den letzten Jahren geworden war. Der Eiserne Vorhang war weg, die Mauer war weg, der Kalte Krieg vorbei – und er war auf dem Weg zu einem Sommerfest im Garten der russischen Botschaft.

Die Russen hatten massenweise Einladungszettel gedruckt, die mit grob gerasterten Grafiken von Ballons und Sektkläsfern verziert waren und die sie in der Nachbarschaft an Laternenpfähle und Mauern geklebt hatten, an die Eingangstore zu den Parks und Hundeauslauf-Gehegen: *Sommerfest der Botschaft der Russischen Föderation. Typisch russische Spezialitäten. Anmeldung nicht erforderlich. Alle willkommen.*

Russische Föderation. Jakob Dreiser musste sich an den Begriff gewöhnen, denn auch die Sowjetunion gab es nicht mehr.

Als Jakob die Botschaft erreichte, war er regelrecht aufgeregt. In den zwei Jahren, in denen er nun schon in Rom wohnte, war er oft an der hohen gelben Mauer vorbeigegan-

gen, die das Botschaftsgelände abschirmte, ohne sehen zu können, was dahinter lag. Selbst hinter die beiden Flügel des ausladenden schmiedeeisernen Eingangstores waren Metallplatten geschraubt. Kaum ein Römer hatte gewusst, wie die Botschaft aussah – zumindest bis jetzt, denn heute war das Tor weit geöffnet! Über den Köpfen der eintrudelnden Gäste rankten sich Girlanden mit russischen, italienischen und Europaflaggen und ein Banner mit der Aufschrift *Verein der Angehörigen der Mitarbeiter der Botschaft der Russischen Föderation*.

Abgesehen von dem sperrigen Vereinsnamen passte die Veranstaltung in ihrer informellen Heiterkeit bestens zu dem sonnigen Wetter, das seit einigen Tagen herrschte. Selbst die Sicherheitsleute trugen lustige Papphütchen mit Braunbären oder Matrjoschkas darauf. Andere trugen sogar Hütchen, die aussahen wie russische Fellmützen, aber ebenfalls aus Pappe waren.

Catering hingegen gab es keines. Kein kaltes Buffet, keine professionellen Kellner, man aß, was die Botschaftsangehörigen und ihre Familien zu Hause gekocht hatten.

Am Empfang hatte sich eine kleine Schlange gebildet. Eine wasserstoffblonde ältere Frau, deren blau geschminkte Augenlider in der Sonne glitzerten, saß unter einem kleinen Baldachin am Tor. Jakob Dreiser glaubte, in ihr die Frau des Kulturattachés zu erkennen. Sie verkaufte Gutscheine, die man im Garten gegen Krimsekt, Piroggen, Pelmeni, Borschtsch und Auberginenkaviar eintauschen konnte. Jakob Dreiser fühlte sich an Ost-Berlin erinnert, wo er einmal gewesen war und alle Besucher aus dem Westen 25 D-Mark in Ostmark umtauschen mussten, was ihm schon damals

wie eine Art Eintrittsgeld vorgekommen war. Jetzt, in den Neunzigerjahren, war dies der vielleicht letzte Ort, an dem sich das Ritual aus der Zeit des Eisernen Vorhangs erhalten hatte.

Wie so oft hatte Jakob auch jetzt Glück: Genau in dem Moment, als er an die Reihe kam, fiel ihm der Name der Ehefrau des Kulturattachés ein. *Guten Tag, Lidija Kornejewna*, sagte er und erwarb eine Essensmarke und zwölf Marken für Krimsekt, die Lidija Kornejewna ihm lächelnd überreichte, dann ließ er sich von einer Welle des Willkommenseins in den Garten der russischen Botschaft spülen.

Es faszinierte Jakob immer wieder, was für weitläufige Gärten sich hinter den Mauern von Rom verbargen. Zypressen, in regelmäßigen Abständen wie Wachsoldaten stehend, säumten den Weg, zwischen ihnen Amphoren, Skulpturen und Blumenkästen aus Marmor, die so groß waren wie Särge. Er verlangsamte seinen Schritt, weil er den Teil des Gartens, in dem die Party stattfand, erst erreichen wollte, wenn er einen ersten Überblick über die Gäste gewonnen hatte und sich an einige ihrer Namen erinnern konnte.

Zwischen dem Portal der Botschaft und einem sprudelnden Brunnen standen unzählige, mit weißem Tuch bespannte Stehtische, es gab sogar einen DJ, der CDs von Guns N' Roses und Roxette auflegte und jetzt schon zum zweiten Mal seit Jakobs Ankunft »Lambada« von Kaoma spielte. Er probierte Buchweizenplinsen mit Fischrogen und saurer Sahne und machte einer Diplomatentochter ein Kompliment für ihre Piroggen, sie errötete und sagte: »Großmutter's Rezept.« Die ganze internationale Gemeinde war hier. Es war ein großes Hallo, das sich aus vielen kleinen Hallos zusammensetzte.

Jakob begrüßte fast jeden, an dem er vorbeilief, manche mit einem Kopfnicken, andere mit einem *Guten Tag*, und noch mehr Leute begrüßten und umarmten ihn, so dass Jakob sich bald wie ein Gibbon im Regenwald vorkam, nur dass er sich nicht von Ast zu Ast, sondern von Umarmung zu Umarmung hangelte, Küsschen, Küsschen – er war in seinem Element. In vielen Fällen kannte er nicht nur den Namen, ihm fiel auch ein, worüber man das letzte Mal geredet hatte: *Wie war der Skirennen? Der Batik-Kurs? Der Geburtstag der Tochter? Das Date mit dem Neuen aus der finnischen Konsularabteilung? Ah, freut mich. Oh nein. Herrje. Ach, das ist aber schön. Da musst du mir später unbedingt mehr erzählen. Der Sommer kommt, oder? Der Sommer ist da, nicht wahr? Noch ist's angenehm, von den Temperaturen her.*

Jakob Dreiser kannte so viele Namen wie kaum jemand, allerdings meist nur die Vornamen. Nachnamen gehörten für ihn zum Ernst des Lebens, und dem war er in den letzten Jahren mit großem Erfolg aus dem Weg gegangen.

Der Ernst gehörte zu den kalten Kriegsjahren, die nun vorbei waren, den kalten Jahren, die in seiner Heimat besonders kalt gewesen waren. Als Kind hatte er Angst vor der Anfangsmelodie der Tagesschau gehabt, weil er jedes Mal damit rechnete, sie würden den Beginn des Krieges vermelden. Die Kinder hatten Angst und die Erwachsenen auch. Alle lenkten sich ab, verdrängten, doch entkommen konnte ihr keiner, dazu waren die Geschichten aus dem letzten großen Krieg viel zu nah. Jakob dachte an seine ausgezehrte Religionslehrerin in der Grundschule, die den Klassenraum zu jeder Unterrichtsstunde in ein großformatiges Weltuntergangstheater verwandelte. Als Achtjähriger hatte Jakob sie

gefragt, ob die Russen nicht eigentlich auch Frieden wollten. Die Reaktion seiner Lehrerin sah er noch heute vor sich, ihre Augen weiteten sich, sie stach mit ihrem Gehstock in die Luft und rief: »Dann frag die doch mal! Weißt du, was die dann sagen? ›Kinder, morgen sind wir bei euch!‹«

Nun war es genau umgekehrt. Nicht die Russen waren zu ihnen gekommen, sondern sie zu den Russen! Sie standen in ihrem Garten und aßen ihre Piroggen. Dies war endgültig die Zeit des Friedens. Der Eiserne Vorhang war weg, der Ernst war weg, die Angst war weg. Es hatte keinen Krieg gegeben, Rom war ebenso wenig von einer Atombombe zerstört worden wie der Rest der Welt, auch wenn Jakob Dreiser als Kind fest damit gerechnet hatte. Seit ein paar Jahren gab es plötzlich wieder eine Zukunft. Eine Zukunft, von der Jakob Dreiser überzeugt war, dass sie eine bessere sein würde. Auch den anderen Gästen musste es so gehen, da war Jakob Dreiser sich sicher. Es mochte nicht allen bewusst sein, aber eigentlich feierten sie auch heute wieder, dass sie überlebt hatten. Sie feierten das Ende vom Ende der Welt.

Überall im Garten standen Faltpavillons der Firma Giulio Barbieri, die seit ein paar Jahren zu jeder italienischen Gartenparty gehörten, selbst wenn es sich in diesem Fall um den Garten der russischen Botschaft handelte. Unter ihnen saßen die Botschaftsangehörigen mit ihrem selbstgekochten Essen, auf das sich die Ausländer geradezu stürzten, während sie darüber redeten, wie schwierig es in Rom sei, irgendetwas anderes zu bekommen als römische Küche. Über den Faltpavillons flogen grüne Sittiche von Baum zu Baum, deren Vorfahren ihren römischen Besitzern entflohen waren

und zu denen Jakob in sentimentalen Momenten eine gewisse Nähe empfand. Jakob ging an einem Tisch vorbei, hinter dem ein Junge stand, der nicht älter als zwölf sein konnte und mit hochkonzentrierter Miene Wassergläser bis zur Hälfte mit Wodka befüllte, und stellte sich in die Schlange an einem Krimsekt-Stand. Wartend blickte er sich um und entdeckte seine Freunde Marko Nikodijevic und Francesca Aquatone, die nicht weit von ihm an einen Stehtisch gelehnt plauderten. Jakob holte Krimsekt für sich selbst, Marko und Francesca und ein Reserveglas. Jakob holte immer ein Reserveglas: wenn sie zu dritt waren, holte er vier Gläser, waren sie zu viert, holte er fünf. Auf dem Weg nickte er weiterhin eifrig Menschen zu und signalisierte gleichzeitig durch die vier Gläser, dass er erwartet wurde, dass er nicht stehen bleiben konnte, nicht jetzt, denn so kühl, dass der Sekt nicht warm wurde, war es in Rom nie.

»Da hat Mr. Populär es ja endlich zu uns geschafft«, sagte Marko, während Francesca ihm die Getränke abnahm. Jakob setzte sein Cap ab und legte es auf den Stehtisch. Jakob hatte gerade erst ein paar Worte mit Marko gewechselt, da kam dessen episch schlecht gelaunter Lebensgefährte Alois hinzu, der sich ihm bei jedem Treffen aufs Neue vorstellte, immer mit einem vorwurfsvollen Unterton, als ginge er prinzipiell davon aus, dass sich niemand seinen Namen merkte. Jakob gab ihm das Reserveglas Sekt.

Seine Freundin Francesca Aquatone unterrichtete Italienisch als Fremdsprache an der russischen Botschaft. Auch jetzt stand sie hier mit einem ihrer Schüler, einem jungen Attaché, der eher wie ihr Sohn wirkte, wobei im Beisein von Francesca eigentlich alle Männer wirkten wie ihre Söhne.

Hinter vorgehaltener Hand überlegte man, mit wie vielen

ihrer Sprach-Schüler sie schlieft, doch das – oder auch nur, ob überhaupt – konnte niemand sagen. Es fiel allerdings auf, dass ihre männlichen Schüler sehr schnell folgende Sätze beherrschten: »Ich bin verheiratet« und »Meine Frau ist in Moskau geblieben«.

Dieser Schüler hingegen sprach gar nicht – er schwieg nicht nur auf Russisch und Englisch, sondern auch auf Italienisch. Ein dünner Mensch in einem dünnen Pullover, der da stand, als wartete er darauf, dass jemand ihn aus dem Garten holte und irgendwo in einer Garage gegen die Wand lehnte. Als der Attaché einen Schluck Krimsekt nahm, fiel Jakob auf, dass dieser etwas auf seine Handfläche geschrieben hatte: *Francesca 14 Uhr*, als hätte er Angst gehabt, die Verabredung zu vergessen.

Jakob begann trotzdem ein Gespräch. Er sprach immer auch mit den Nervösen, Unsichereren, Beladenen, die zu viel Aftershave trugen, deren Kaumuskeln unablässig arbeiteten, die starr vor Anspannung waren oder sich dauernd ins Gesicht fassten, sich durch die Haare fuhren oder mit dem Getränk zuschütteten, das gerade ausgeschenkt wurde, egal mit welchem.

Es war Jakob Dreiser wichtig, auch die Verstockten ins allgemeine Gespräch einzubinden. Niemand sollte sich in seiner Gegenwart unwohl fühlen, Jakob wollte mit jedem ein Thema finden. Seine aktuelle Aufgabe war nun dieser Sprachschüler in dem Missonipullover. Nach seinem Dafürhalten wollten sich alle ein bisschen unterhalten, auch die Verstockten – wer war denn schon freiwillig verstockt, an so etwas glaubte Jakob nicht. Er tat das instinktiv, vom Grunde seines Herzens wandte er sich den Schüchternen zu, den Mauerblümchen, die so sehr Mauerblümchen waren,

dass sie nur an der Innenseite einer Kellermauer gewachsen wären.

Er glaubte an gelungene Gespräche. Sie waren für Jakob Dreiser eine Kunst.

»Von welcher russischen Botschaft sind Sie denn?«, fragte Jakob. Das war sein Ass im Ärmel. Die meisten Länder hatten drei Botschaften hier: bei der Republik Italien, beim Vatikan und bei den Vereinten Nationen. Diese römische Kuriosität gab allen die Chance, ein bisschen was zu erzählen, und sei es auch nur davon, wie ihr Land den diplomatischen Dienst organisierte.

»Ich bin Angestellter der russischen Botschaft im Vatikan.«

»Ist Religion nicht das Opium des Volkes?«, fragte Jakob, lächelte und siehe da, jetzt versuchte auch der schüchterne Attaché ein erstes Lächeln.

»So sagt es natürlich Marx. Marxismus/Leninismus ist immer mein Lieblingsfach gewesen. Sind Sie auch im diplomatischen Dienst?«

»Nein, ich bin Dichter. Ich mache viele Veranstaltungen, ich trete auf und lese. Dichter, das ist heutzutage nicht mehr so ein einsamer Job, wie alle denken. »Man beginnt als Poet und endet als Handlungsreisender«, hat ein Kollege von mir mal gesagt. Mein Name ist Jakob Dreiser.«

»Kyrill Ufimtsew«, sagte Kyrill Ufimtsew und redete zu Jakobs Überraschung gleich weiter: »Ich habe auch Neigungen. Künstlerische. Ich nehme abends Kurse in Ölmalerei ...«

Es hatte geklappt. Kyrill Ufimtsew sprach. Der Nachteil war nur: Kyrill Ufimtsew sprach nur mit ihm. Er klammerte sich fast an ihn. Jakob kannte das.

»... aber bis jetzt nur recht kleine Bilder. Stillleben. Gerne mit Apfel. Oder Fasan«, schloss er, sichtbar angestrengt von der kleinen Unterhaltung, aber auch stolz darauf, es geschafft zu haben.

»Pirogge?«, sagte da jemand und reichte einen Teller herum.

So ging es weiter. Sie stießen an, jemand kam mit mehr Sekt. Die Gesprächsfetzen, die sie austauschten, passten perfekt zur Größe des Fingerfoods, das inzwischen überall kursierte. Jakob fühlte sich auf eine Art sicher, unverletzlich, unbesiegbar, als könnte die Vergangenheit ihm nichts mehr anhaben, die ihm sonst oft so nah war wie eine Hand auf der Schulter, die schwermütige Scheißigkeit des westdeutschen Aufwachsens im Kalten Krieg.

Die ganze Situation erinnerte Jakob an die Ziehung der Lotzahlen aus dem Fernsehen. Die Bälle lagen ruhig da, dann wehte ein Sturm sie durcheinander, der ebenso plötzlich wieder aufhörte, wie er begann, und die Bälle kamen irgendwo zum Liegen. So erschienen ihm auch die Menschen hier – allesamt aus ihren Heimaten fortgeweht und in Rom bei einem Konzern gelandet, einer NGO, einer Botschaft. Es hatte etwas Kindergeburtstaghaf tes, sie hatten Reise nach Jerusalem gespielt, und alle hatten einen neuen Bürosessel abbekommen, als die Musik ausging.

Kyrill Ufimtsew war regelrecht aufgetaut und erzählte ihm von seiner Liebe zur römischen Kunst, außerdem habe er neulich die Impressionistensammlung des italienischen Infanteriemuseums besucht. Jakob hörte nur halb zu, er dachte die ganze Zeit darüber nach, was für ein Wunder das alles war. Er war an einem der Orte, an dem das neue Zeit-

alter zu sich fand. Alle, die den Weltuntergang nahe gesehen hatten, hatten Unrecht gehabt. Alle, die ihn in seiner Kindheit verängstigt und in seiner Jugend deprimiert hatten; die Mahner, deren einzige Fantasie eine Untergangsfantasie war, die sich aufgeilten an der Macht, die sie über andere Menschen bekamen, wenn sie ihnen Katastrophe um Katastrophe in immer bunteren Farben ausmalten, alle diese Leute waren jetzt weg. Stattdessen saßen sie hier in der Sonne. Die Russen, vor denen seine Religionslehrerin den Krückstock schwingend gewarnt hatte, machten mehr Krimsekt auf, und über Militär wurde nur noch gesprochen, wenn das italienische Heer seine Sammlung impressionistischer Gemälde ausstellte.

Genau das hatte er sich immer gewünscht. Und doch war er jetzt vollkommen erschöpft. Seit seiner Ankunft beobachtete er Gesprächssituation um Gesprächssituation, bewertete im Sekundentakt neu, ob gerade eine neutrale oder lustige Aussage gefragt war, um ein Gespräch am Laufen zu halten, es sanft zu Themen zu lenken, zu denen jemand etwas zu sagen hatte, anstatt es in eine Sackgasse zu führen. Es wurde ja auch über Tod gesprochen, über Krankheiten, Trennungen, auch darauf wollte er den Umständen entsprechend reagieren, man schaukelte sich ja nicht die ganze Zeit nur von Bonmot zu Anekdoten zu Scherz zu Sottise, auch das nahm Jakob als Aufgabe an.

Plötzlich erblickte er Dwina Safronowa, die junge russische Dichterin, mit der er gemeinsam berühmt geworden war. Er bat Kyrill Ufimtsew, die Piroggen und sein Sektglas zu halten, winkte, und als sie ihn sah, rannte sie auf ihn zu und

umarmte ihn so fest, dass er seinen Krimsekt verschüttet hätte, hätte er ihn nicht weggegeben. Die ringkampfartigen Umarmungen dieser kleinen jungen Frau war er gewohnt, er kannte das. Er kannte das alles.

»Dwina!«, rief er. »Was machst du in Rom?«

»Ich besuche Keats«, sagte Dwina.

Eigentlich hätte Jakob es ahnen können. John Keats war einer von Dwinas Lieblingsdichtern, und er war hier gestorben.

»Warst du schon an seinem Grab?«

»Nein. Da gehe ich auch nicht hin. Das Grab ist überbewertet. Das Zimmer, in dem er gestorben ist, ist viel interessanter. Da war ich schon drei Mal. Da steht sogar noch ein Bett, das so aussieht wie das, worin er... puff.«

Sie sagte das mit dem ihr eigenen Ernst. Sie lächelte nie. Und wirkte auch sonst sehr ernst, schwer, trotz ihrer schlanken Statur.

Jakob und Dwina hatten sich bei einem Schüleraustausch in Sankt Petersburg kennengelernt, zu der Zeit, als es noch Leningrad hieß, 1987, an einer Schule mit erweitertem Deutschunterricht, im Norden der Stadt. Jakob Dreiser trug noch Chucks, aber bereits Sweatshirts in Neonfarben und Levi's Jeans und sah damit in Leningrad aus wie von einem anderen Stern. Vor der Reise hatten alle einen Brief geschrieben, in dem sie ihre Hobbys aufzählten, Jakob und Dwina hatten beide nicht nur Lesen angegeben, wie fast alle anderen auch, sondern zudem Gedichte Schreiben, so landeten sie beieinander, trotz des unterschiedlichen Geschlechts.

Dwinas Mutter war Physikerin, ihr Vater Oberst in der Roten Armee - Dwina hingegen hatte die erste Chance genutzt, die sich Jugendlichen in der Sowjetunion bot, um Punk zu werden. Sowjetische Punks sahen völlig anders aus als die

Punks, die Jakob kannte. Es war eine eigenwillige Art von Punk, man hatte ja keine Markenklamotten, die man zer-schneiden konnte, die sowjetischen Punks sahen so aus, als hätten sie ihre Großmütter gebeten, ihre normale Kleidung aufzutrennen und schief wieder zusammenzunähen. Auch die Haare sahen aus, als wären sie mit selbstgemachten Hausmitteln gefärbt und gestylt.

Sie waren 17 gewesen. Sie hatte ihn für schwul gehalten, er hatte gedacht, sie wäre eine Lesbe, doch darüber sprachen sie kaum. Sie sprachen über das Deutsche, das Russische, über Alexander Puschkin und Ossip Mandelstam, über Rainer Maria Rilke und Sarah Kirsch, sie waren die Ersten, die sich gegenseitig das Gefühl gaben, Künstler zu sein - echte Künstler, die die Kreativ-Kurse ihrer Schulen hinter sich gelassen hatten, wo alle immer alles toll fanden. Dwina und Jakob ahnten damals schon, dass sie besser waren, und konnten es einander anvertrauen.

Wenige Monate später folgte der Gegenbesuch von Dwina in Jakobs nasskalter Heimatkleinstadt nördlich der Elbe. Dwina gab sich alle Mühe, nicht beeindruckt zu wirken von den Musikvideos im Fernsehen, den Klamotten, Bacardi und Marlboro, und doch war sie es. Sie machten am Sonntagmorgen einen Ausflug auf den Hamburger Fischmarkt, Jakob hatte das für eine lustige Idee gehalten, doch er wird nie das entsetzte Gesicht von Dwina vergessen, als sie dort morgens um sechs Uhr standen und einer der Marktleute Bananen in die Menge warf, als wären sie Reiskörner. Jakob wusste nicht, was er ihr ansonsten zeigen sollte, das Rathaus, den Hafen, was sollte das alles? Bald saßen sie in dem einen Café in der Nachbarstadt seiner nasskalten Heimatkleinstadt und lasen und schrieben und hörten nicht mehr damit auf.

Damals hatten Jakob und Dwina noch nicht begriffen, *was* das für eine besondere Begegnung gewesen war. Sie trugen beide dieselbe Wahrheit in sich, die sonst niemand kannte: Das mit den Geschichten war ihnen ernst. Ihnen war klar, dass sie nur eine Überlebenschance hatten in der Welt: Es zu schaffen mit Gedichten, das war ihr Traum, so unmöglich er Ende des zwanzigsten Jahrhunderts schien, sie wollten Dichter werden, nicht nebenbei, nicht ab und zu. Das musste ihr Leben sein. Jede Generation brauchte doch Menschen, die versuchten, das Leben in wenige verdichtete Zeilen zu banen, Brühwürfel aus der Wirklichkeit zu machen, aus diesem Wust. Sie schwärmt nicht füreinander, sie schwärmt miteinander für die großartigste Sache der Welt – die Poesie.

Nach dem Austausch schrieben sie sich Briefe, schickten einander ihre Gedichte und übersetzten sie. Irgendwann hatte sein Russischlehrer einige der Gedichte an eine Freundin weitergegeben, die bei der Lokalzeitung arbeitete und darüber schrieb, was wiederum der Verleger des kleinen Hoym-Verlags las, und aus ihren Gedichten wurde ein Buch. Das hielten die beiden damals für den Glückssfall ihres Lebens, eine Sache, die nur ein Mal passierte – doch der wirkliche Glückssfall stand erst noch aus: der Fall der Mauer.

Mit ihm begann der unglaubliche Aufstieg zweier dichtender Teenager in die Welt der Hochkultur. Sie waren perfekt, eine 19-jährige Russin und ein 19-jähriger Deutscher, die gemeinsam schrieben. Das Fernsehen stellte fest, wie gut Gedichte sich für ein bisschen Kurzkultur eigneten, wenn zwei punkige Teenager sie vortrugen, als perfektes Symbol für eine neue Generation, die Generation des Friedens!